

Lulu : ein Jugenderlebnis

Autor(en): **Hesse, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **05.08.2024**

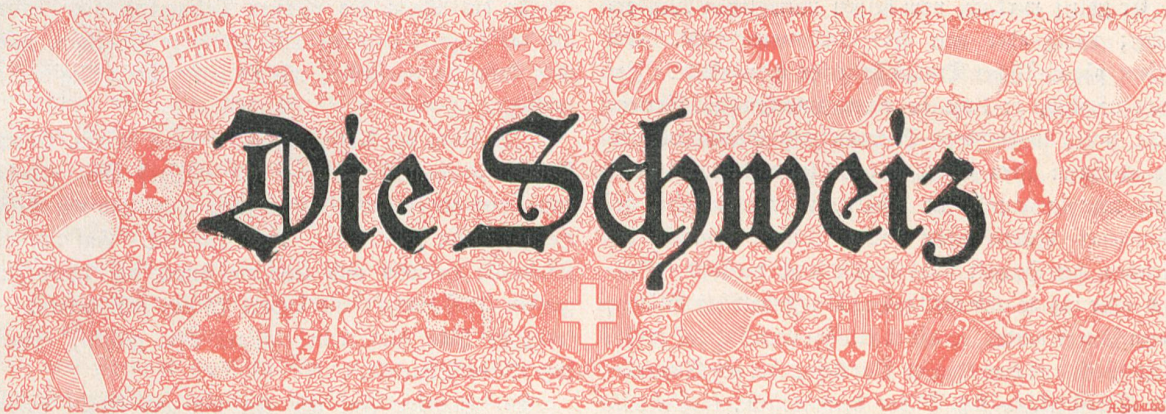
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571526>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



✻ Culu ✻

Ein Jugenderlebnis, dem Gedächtnis G. T. A. Hoffmann's gewidmet. Von Hermann Hesse.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

I.

Die schöne alte Stadt Kirchheim war soeben von einem kurzen sommerlichen Regen abgewaschen worden. Die roten Dächer, die Wetterfahnen und Gartenzäune, die Gebüsche und die Kastanienbäume auf den Wällen glänzten freudig neu und stattlich, und der steinerne Konrad Wiederhold mit seiner steinernen Gehälftre freute sich still beglänzt seines noch rüstigen Alters. Durch die gereinigten Lüfte schien die Sonne schon wieder mit kräftiger Wärme herab, in den letzten hangenden Regentropfen des Gezweiges blizende Funkenspiele entzündend, und die freundliche breite Wallstraße floß vom Glanze über. Kinder sprangen in fröhlichen Reihen, ein Hündlein kläffte jauchzend ihnen nach, die Häuserzeile entlang flatterte in unruhigen Bögen ein gelber Schmetterling.

Unter den Kastanien des Walls, auf der dritten Ruhebank rechts von der Post, saß neben seinem Freunde Ludwig Ugel der durchreisende Schöngest Hermann Lauscher und erging sich in heitern und anmutigen Gesprächen über die Wohltat des niedergefallenen Regens und die wieder hervortretende Bläue des Himmels. Er knüpfte daran phantasierende Betrachtungen über Dinge, die ihm am Herzen lagen, und lustwandelte nach seiner Gewohnheit unermüdet auf dem Anger seiner Redekunst. Während der langen schönen Reden des Dichters lugte der stille und vergnügte Herr Ludwig Ugel öfters Male scharf über die Boihinger Landstraße hinaus, in Erwartung eines Freundes, der von dorthier eintreffen sollte.

„Ist's nicht, wie ich sage?“ rief der Dichter lebhaft aus und erhob sich ein wenig von der Sitzbank; denn die schlechte Lehne war ihm unbequem, auch war er auf einem Stücklein dürrer Zweiges gesessen. „Ist's nicht

so?“ rief er aus und entfernte mit der Linken das Holzstück und dessen Eindruck auf seiner Hose. „Das Wesen der Schönheit muß im Lichte liegen! Glaubst du nicht auch, daß es da liegt?“

Ludwig Ugel rieb sich die Augen; er hatte nicht gehört, wovon die Rede war, und nur die letzte Frage Lauscher's verstanden.

„Freilich, freilich,“ entgegnete er hastig. „Nur kann man es von hier aus nicht sehen. Es liegt genau dort, hinter der Schlotterbeck'schen Scheuer.“

„Wie? Was?“ rief Hermann heftig. „Was, sagst du, liege hinter der Scheuer?“

„Nun, Detlingen! Karl hat keinen andern Weg, er muß notwendig von dorthier kommen.“

Verdrießlich schweigend starrte nun auch der durchreisende Dichter auf die helle weite Landstraße hinüber, und wir können beide Jünglinge auf ihrer Bank sitzen und warten lassen; denn der Schatten muß dort noch bei einer Stunde anhalten. Wir wenden uns indessen hinter die Schlotterbeck'sche Scheuer, finden dort aber weder das Dorf Detlingen noch das Wesen der Schönheit liegen, sondern eben den erwarteten dritten Freund, den Kandidaten der Jurisprudenz Karl Hamelt. Dieser kam von Wendlingen her, wo er die Ferien zubrachte. Seine nicht übel gewachsene Figur gewann durch ein verfrühtes Fettwerden einen komisch behäbigen Anflug, und in seinem gescheitern, eigensinnigen Gesicht lag die kräftige Nase mit den wunderbar feisten Lippen und den übertollen Wangen im Streit. Das breite Kinn warf über dem engen Stehkragen reichliche Falten, und zwischen Stirn und Hut ragte verschwitzt und ungescheitelt das kurze freche Haupthaar hervor. Er lag rücklings hingestreckt im kurzen Grase und schien ruhig zu schlafen.

Er schlief wirklich, vom heißen mittäglichen Weg ermüdet; ruhig aber war sein Schlummer nicht. Ein seltsam phantastischer Traum hatte ihn heimgesucht. Ihm schien nämlich, er liege in einem unbekanntem Gartenlande unter sonderbaren Bäumen und Gewächsen und lese in einem alten Buche mit Pergamentblättern. Das Buch war in wunderbarlich kühnen, wirr ineinander geschlungenen Lettern einer völlig fremden Sprache geschrieben, die Hamelt nicht kannte noch verstand. Dennoch aber las er und verstand er den Inhalt der Blätter, indem immer wieder, so oft er ermüden wollte, auf zauberische Weise aus dem krausen Durcheinander der Schnörkel und Schriftzeichen sich Bilder hervorlösten, farbig aufglänzten und wieder versanken. Diese Bilder, einander folgend wie in einer magischen Laterne, schilderten die nachfolgende, sehr alte, wahre Geschichte.

* * *

Mit demselben Tage, an welchem der Talisman des ehernen Ringes durch betrügerische Magie der Quelle Lask entrißen und in die Hände des Zwergfürsten gefallen war, begann der helle Stern des Hauses Ask sich zu trüben. Die Quelle Lask versiegte bis auf einen schier unsichtbaren Silberfaden, unter dem Opalschlosse senkte sich die Erde, die unterirdischen Gewölbe wankten und brachen teilweise zusammen, im Liliengarten begann ein verheerendes Sterben und nur die doppelkrönige Königsilie hielt sich noch eine Zeit lang stolz und aufrecht; denn um sie hatte die Schlange Edelzung ihren engsten Reif geschlungen. In der verödenen Askstadt verstummte Fröhlichkeit und Musik, im Opalschlosse selbst klang und sang kein Ton mehr, seit die letzte Saite der Harfe Silberlied gebrochen war. Der König saß Tag und Nacht wie eine Bildsäule allein im großen Festsaal und konnte nicht aufhören, sich über den Untergang seines Glückes zu verwundern; denn er war der glücklichste aller Könige seit Frohmund dem Großen gewesen. Er war traurig anzusehen, der König Ohneleid, wie er im roten Mantel in seinem großen Saale saß und sich wunderte und wunderte; denn weinen konnte er nicht, da er ohne die Gabe des Schmerzes geboren war. Er wunderte sich auch, wenn er am Morgen und am Abend statt der täglichen Früh- und Spätmusik nur die große Stille und von der Tür her das leise Weinen der Prinzessin Lilia vernahm. Nur selten noch erschütterte ein kurzes, langes Gelächter seine breite Brust, aus Gewohnheit; denn sonst hatte er an jedem lieben Tage zweimal vierundzwanzigmal gelacht.

Hoffstaat und Dienerschaft war in alle Winde zerstoßen; außer dem König im Saale und der trauernden Prinzessin war einzig der getreue Geist Haderbart noch da, der sonst das Amt des Dichters, Philosophen und Hofnarren versehen hatte.

In die Nacht des ehernen Talismans aber teilte sich der feige Zwergfürst mit der Hexe Zischelglist, und man kann sich vorstellen, wie es unter ihrem Regimente zuging.

Das Ende der Askherrlichkeit brach herein. Eines Tages, an dem der König kein einziges Mal gelacht hatte, rief er abends die Prinzessin Lilia und den Geist Haderbart zu sich in den leeren Festsaal. Ein Wetter stand am Himmel und leuchtete durch die schwarzen großen Fensterbogen mit jachem Blitzen fast herein.

„Ich habe heute kein einziges Mal gelacht,“ sagte der König Ohneleid.

Der Hofnarr trat vor ihn hin und schnitt einige sehr kühne Grimassen, die jedoch in dem alten bekümmerten Gesichte so verzerrt und verzweifelt ausfahen, daß die Prinzessin die Augen wegwenden mußte und der König das schwere Haupt schüttelte, ohne zu lachen.

„Man soll auf der Harfe Silberlied spielen,“ rief König Ohneleid. „Man soll!“ sagte er, und es klang den beiden traurig durchs Herz; denn der König wußte nicht, daß Harfner und Spielleute ihn verlassen hatten und daß die zwei Getreuen seine letzten Hausgenossen waren.

„Die Harfe Silberlied hat keine Saiten mehr,“ sagte der Geist Haderbart.

„Man soll aber dennoch spielen,“ sagte der König.

Da nahm Haderbart die Prinzessin Lilia bei der Hand und ging mit ihr aus dem Saale. Er führte sie aber in den verwelkten Liliengarten zur versiegenden Quelle Lask und schöpfte die allerletzte Handvoll Wasser aus dem Marmorbecken in ihre Rechte, und sie kamen damit zum Könige zurück. Nun zog die Prinzessin Lilia aus diesem Wasser Lask sieben blanke Saiten über die Harfe Silberlied, und für die achte Saite reichte das Wasser nicht mehr hin, sodaß sie von ihren Tränen zu Hilfe nehmen mußte. Und nun strich sie mit der leeren Hand zitternd über die Saiten, daß der alte süße Freudeton noch einmal selig schwoll; aber jede Saite brach, nachdem sie angeklungen, und als die letzte klang und brach, da klang ein schwerer Donner Schlag und brach die ganze Wölbung des Opalschlosses stürzend und krachend zusammen. Dieses letzte Harfenlied aber hatte gelautet:

Silberlied muß schweigen;
Aber einst muß steigen
Aus der Harfe Silberlied
Dieser selbe Reigen.

(Ende der wahren Geschichte vom Wasser Lask).

* * *

Der Kandidat Karl Hamelt erwachte von seinem Traume nicht eher, als bis die beiden Freunde, die ungeduldig ein Stück weit die Landstraße entgegen-

gegangen waren, ihn im Grase liegen fanden. Diese fuhren ihn über seine Saumseligkeit mit unsanften Worten an, auf die jedoch Hamelt mit Schweigen antwortete und sich nur zu einem flüchtig genickten „Guten Morgen!“ verstand.

Ugel war besonders ungehalten. „Ja, guten Morgen!“ zürnte er. „Es ist lang nimmer Morgen! Antezipiert hast du wieder, in der Dellinger Kneipe bist du gewesen, der Wein glänzt dir noch aus den Augen!“

Karl grinste und rückte den braunen Filz weiter in die Stirne. „Nun, laß gut sein!“ jagte Lauscher. Die drei Freunde wandten sich gegen die Stadt, am Bahnhof vorüber und über die Bachbrücke, und wandelten langsam auf dem Wall dem Gasthaus zur Krönigskrone entgegen. Dieses war nämlich nicht nur der bevorzugte Bierwinkel der Kirchheimer Freunde, sondern auch die derzeitige Herberge des durchreisenden Dichters.

Als die Ankommenden sich schon der Kronentreppe näherten, öffnete sich die schwere Haustüre plötzlich weit, und ihnen entgegen stürzte mit Blitzesschnelle ein weißhaariger, graubärtiger Mann mit zornrotem Gesicht in heftigster Erregung aus dem Hause. Die Freunde erkannten befremdet den alten Sonderling und Philosophen Drehdichum und vertraten ihm am Fuß der Treppe den Weg.

„Halt, werter Herr Drehdichum!“ rief ihm der Dichter Lauscher entgegen. „Wie kann ein Philosoph so das Gleichgewicht verlieren? Kehren Sie um, Verehrter, und klagen Sie uns Ihren Schmerz im Kühlen drinnen!“

Mit einem schiefen, spitzen Lauerblick des Mißtrauens hob der Philosoph seinen struppigen Kopf und erkannte die drei jungen Männer.

„Ah, da seid ihr,“ rief er, „das ganze petit cénacle! Gilet ins Innere, Freunde, trinket Bier und erlebet Wunder daselbst; aber verlanget nicht die Teilnahme des gebrochenen Greises, in dessen Herz und Gehirn die Dämonen wühlen!“

„Aber, teurer Herr Drehdichum, was fehlt Ihnen denn heute schon wieder?“ fragte teilnehmend Ludwig Ugel, taumelte aber sogleich entsetzt wider die Treppenbrüstung; denn der Philosoph hatte ihm einen Fauststoß in die Seite versetzt und rannte schäumend und stuchend in die Straße.

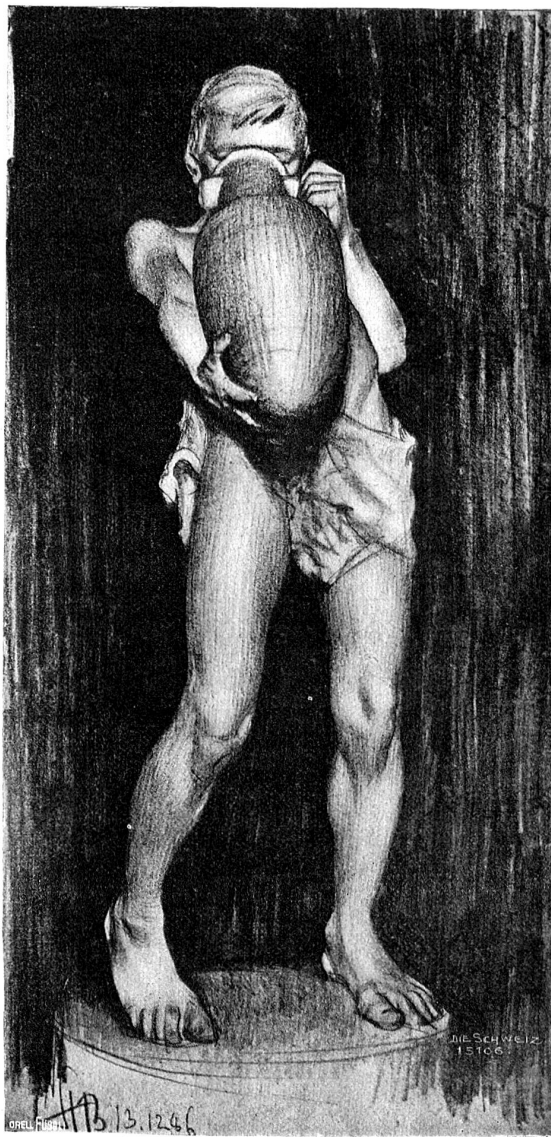
„Infame Zischelgift,“ brüllte er im Wegeilen, „unglückseliger Talisman, in rotblauer Blume verzaubert! Mißhandelt die Einzige, in Staub getreten . . . Opfer satanischer Bosheit . . . Erneute qualvolle Erinnerung . . .“

Berwundert schüttelten die drei ihre Köpfe, ließen jedoch den Wütenden laufen und schickten sich endlich an, die Vortreppe zu ersteigen, als die Türe sich von neuem öffnete und mit einem ins Haus zurückgewinkten freundlichen Abschiedsgruß der Pfarrvikar Wilhelm

Wingolf hervortrat. Er wurde von den unten Stehenden mit Heiterkeit begrüßt und sogleich von allen um die Ursache des seligen Glanzes befragt, der sein breites Würdehaupt vergoldete. Geheimnisvoll streckte er den fetten Zeigefinger auf, nahm den Dichter vertraulich beiseite und sagte ihm schalkisch lächelnd ins Ohr: „Denk' dir, heute habe ich den ersten Vers in meinem Leben gemacht! Und zwar soeben!“

Der Dichter riß die Augen so weit auf, daß sie oben und unten über die schmalen Ränder seiner goldenen Brille ragten. „Sag ihn!“ rief er laut. Der Pfarrvikar wendete sich gegen die drei Freunde, hob wieder den Zeigefinger und jagte mit selig verkniffenen Augen seinen Vers auf:

Vollkommenheit,
Man sieht dich selten, aber heut!



Trinkender. Nach einem Studienblatt (13. XII. 1886) von Karl Stauffer-Bern (1857-1891), im Besitz der Gottfried Keller-Stiftung, deponiert im Kunstmuseum zu Bern.

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, verließ er hutschwenkend die Kameraden.

„Donnerwetter!“ sagte Ludwig Ugel. Der Dichter schwieg nachdenklich. Karl Hamelt aber, der seit seinem Erwachen im Graze noch kein Wort von sich gelassen hatte, sagte mit Nachdruck: „Der Vers ist gut!“

Auf irgend etwas Ungewöhnliches gefaßt, betraten nun endlich ohne weitere Hindernisse die durstig gewordenen Freunde den kühlen Wirtstraum der Krone, und zwar die bessere Stube, wo die junge Wirtin selber zu bedienen pflegte und wo sie um diese Tageszeit stets die einzigen Gäste waren und mit der Frau ihre scherzhaften Höflichkeiten trieben.

Das erste Merkwürdige nun, was alle drei bald nach dem Eintreten und Nieder sitzen bemerkten, war dieses: daß ihnen die kleine runde Wirtin heute zum ersten Mal gar nicht mehr hübsch erschien. Das rührte aber, wie jeder im stillen bald wahrnahm, davon her, daß im Halbdunkel über die blanke Gallerie der geräumigen Kredenz ein fremder schöner Mädchenkopf hervorragte.

II.

Das zweite nicht minder Merkwürdige war aber, daß am nächsten kleinen Trinktische, ohne die Ankommenden irgend zu bemerken oder zu grüßen, der elegante Herr Erich Tänzer saß, ein intimes Mitglied der Bruderschaft des Cénacle und Karl Hamelts besonderer Herzensfreund. Er hatte einen Becher helles Bier halb austrunken vor sich stehen und in das Bierglas eine gelbe Rose gestellt; dazu rollte er langsam seine großen, ein wenig hervorstehenden Augen und sah zum ersten Mal in seinem Leben albern aus. Zuweilen bog er seine stattliche Nase gegen die Rose hin und roch an ihr, wobei er einen nahezu unmöglichen Schielblick nach dem fremden Mädchenkopf hinüberlenkte, ohne daß hierdurch der Ausdruck seines Gesichtes wesentlich gewonnen hätte.

Und als dritte Absonderlichkeit saß neben Erich mit großer Ruhe der alte Drehdichum, hatte einen Pfiff Kulmbacher vor sich stehen und eine von des Kronenwirts Cubazigarren im Munde.

„Zum Teufel, Herr Drehdichum,“ rief auffspringend Hermann Lauscher, „wie kommen Sie hieher? Sah ich Sie doch joeben um den obern Wall davonlaufen . . .“

„Und haben Sie mir doch eben noch in der größten zitternden Wut Ihre Faust in den Magen geböhrt!“ rief Ludwig Ugel.

„Nichts für ungut,“ rief der Philosoph mit dem gewinnendsten Lächeln zurück, „nichts für ungut, lieber Herr Ugel! Ich empfehle Ihnen das Kulmbacher, meine Herren!“ Damit leerte er ruhig sein Glas.

Indessen rief Karl Hamelt seinen Freund Erich an, der gegenüber noch immer entrückt und schlaff vor seiner ins Bierglas gesteckten gelben Rose saß.

„Erich, schläfst du?“

Erich antwortete, ohne aufzusehen: „Ich schlafe nicht.“

„Man sagt nicht, ich schlafe, man sagt, ich schlafe,“ rief Ugel.

Da aber bewegte sich der Mädchenkopf hinter der Schenkgalerie, und die ganze fremde schöne Person trat hervor und an den Tisch der Freunde.

„Was wünschen die Herren?“

Wem nicht schon, da er vor dem schönen Gemälde einer Frau in seliger Begeisterung stand, plötzlich aus der Landschaft des Bildes heraus die Schöne lebendig entgegentrat, der weiß nicht, wie den Brüdern des Cénacle in diesem Augenblick zumute war. Alle drei erhoben sich von ihren Stühlen und machten drei Verbeugungen, jeder eine. „Schöne, teure Dame!“ sagte der Dichter. „Gnädiges Fräulein!“ sagte Ludwig Ugel, und Karl Hamelt sagte gar nichts.

„Nun, trinken Sie Kulmbacher?“ fragte die Schöne.

„Ja bitte,“ sagte Ludwig, und Karl nickte, Lauscher aber bat um einen Becher Rotwein.

Als die Getränke nun von der leisen, schlanken Mädchenhand elegant serviert wurden, wiederholten sich die verlegenen und ehrerbietigen Komplimente. Da kam aus ihrer Ecke die kleine Frau Müller gelaufen.

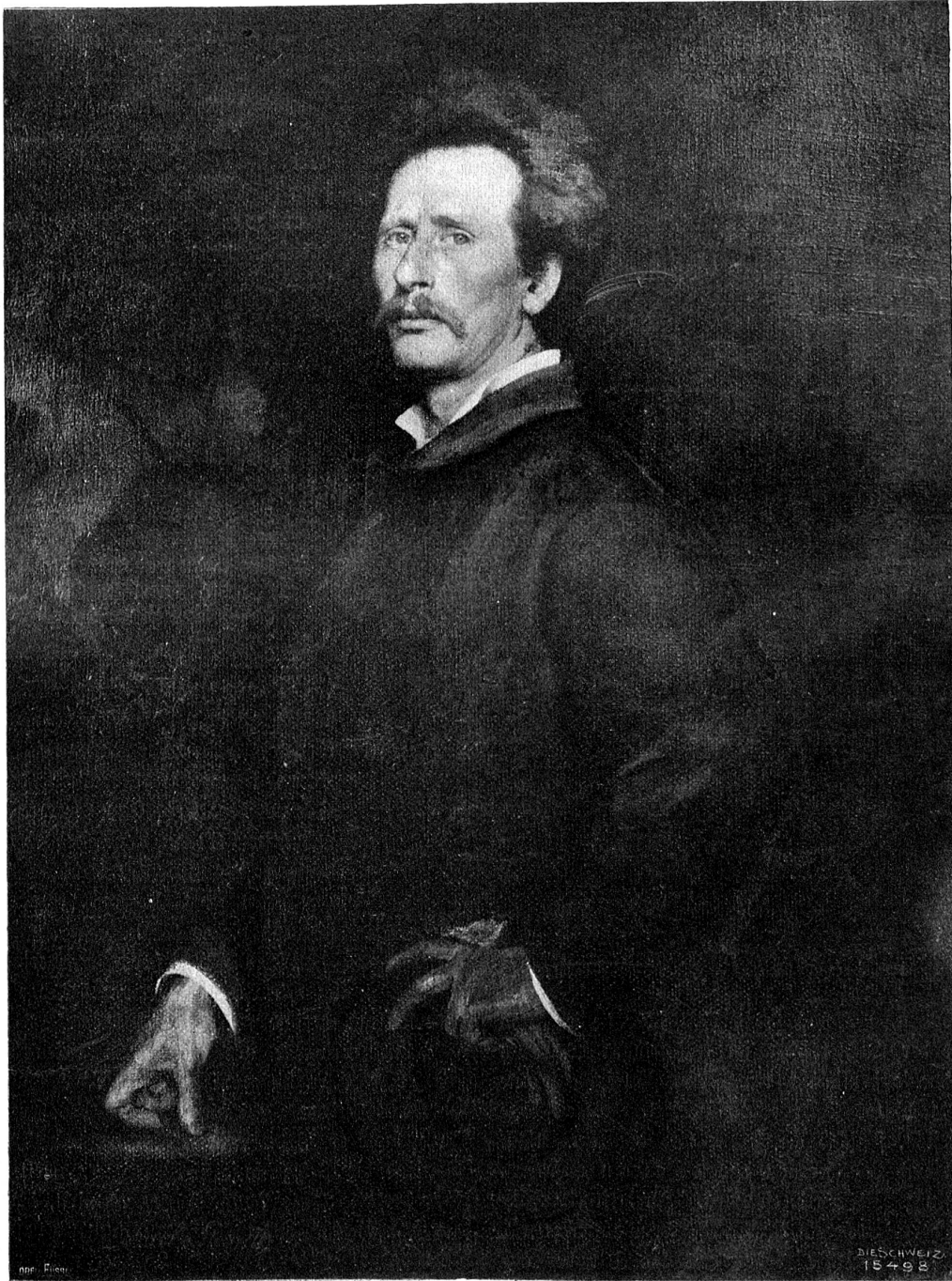
„Machen Sie doch nicht solche Umstände, meine Herren,“ sagte sie, „mit dem dummen Ding; sie ist meine Stiefschwester und zum Bedienen hergekommen, weil wir eine Hilfe nötig hatten . . . Geh' ins Büffett, Lulu; es schickt sich nicht, so bei den Herren stehen zu bleiben.“

Lulu ging langsam weg. Der Philosoph kaute wütend an seiner Cuba, Erich Tänzer wälzte einen fabelhaften Jongleurblick nach der Richtung, in der das Mädchen verschwunden war. Die drei Freunde schwiegen ärgerlich und verlegen. Die Wirtin trug, um sich gefällig zu zeigen und Unterhaltung zu machen, vom Fensterbrett einen Blumentopf herbei und zeigte ihn prahlend am Tische vor.

„Sehen Sie, was für ein Staat! Diese Blume ist vielleicht die allerjettenste, die man nur kennt, und man sagt, sie blühe bloß alle fünf oder zehn Jahre.“

Alle betrachteten aufmerksam die Blume, die zart rotblau auf einem kahlen langen Stengel schwankte und einen seltsam trüben, warmen Duft ausströmte. Der Philosoph Drehdichum geriet in eine große Erregung und warf einen schneidend grimmigen Blick auf die Wirtin und ihre Blume, was aber niemand beachtete.

Da plötzlich sprang Erich am andern Tische auf, kam herüber, riß die Blume mit einem gewaltsamen Ruck mitten ab und war mit ihr in zwei Sägen ins Büffett verschwunden. Drehdichum brach in ein leises Hohngeächter aus. Die Wirtin kreischte entsetzlich auf, rannte Tänzern nach, blieb mit dem Rock am Stuhle hängen,



Bildnis des Bildbauers Max Klein in Berlin.

Nach dem Gemälde von Karl Stauffer-Vern (1857-1891), im Besitz der Gottfried Keller-Stiftung, deponiert im Kunstmuseum zu Bern.



Bildnis von Conrad Ferdinand Meyer. Nach Kohlenzeichnung von Karl Stauffer-Bern (1857-1891), im Besitz der Gottfried Keller-Stiftung, deponiert im Kunstmuseum zu Bern.

fiel zu Boden, der nacheilende Ugel über sie weg und über ihn der Dichter, der im Aufspringen Weinkelch und Blumentopf mit sich riß. Der Philosoph stürzte sich auf die hilflos liegende Wirtin, hielt ihr die Fäuste vor's Gesicht, fletschte die Zähne und achtete es nicht, daß Ugel und Lauscher ihn wie toll an den reißenden Rockschößen zurückzuzerren strebten. In diesem Augenblick eilte der Wirt herein, der Philosoph, wie verwandelt, half der Frau auf die Beine, aus der Tür der angrenzenden Stube glohten Bauern und Fuhrmänner in den Skandal. Im Büffett hörte man die schöne Zulu weinen, und Erich trat mit der ganz zerknitterten Blume in der Hand heraus. Alles stürzte sich scheltend, fragend, drohend, lachend auf ihn los; er aber hieb mit der zer-

brochenen Blume wie ein Verzweifelter um sich und gewann ohne Hut das Freie.

III.

Am nächsten Morgen hatten sich die Freunde Karl Hamelt, Erich Tänzer und Ludwig Ugel im Herbergzimmer Hermann Lauschers versammelt, um seine neuesten Gedichte anzuhören. Eine große Flasche Wein stand auf dem Tisch, aus der sich jeder bediente. Der Dichter hatte mehrere anmutige Lieder vorgetragen und zog nun das letzte kleine Blättlein aus der Brusttasche. Er las: „An die Prinzessin Lilia“

„Wie?“ rief Karl Hamelt und fuhr vom Kanapee empor. Etwas indigniert wiederholte Lauscher den obigen Titel. Karl aber legte sich in tiefem Nachdenken in die geklümmerten Polster zurück. Der Dichter las:

Ich weiß einen alten Reigen,
Ein helles Silberlied,
Das lautet fremd und eigen,
Wie wenn aus leisen Geigen
Ein Heimwehzauber lockend zieht . . .

Hamelt lenkte die Aufmerksamkeit der beiden andern ganz von der Fortsetzung des Liedes ab. „Prinzessin Lilia . . . Silberlied . . . Der alte Reigen . . .“ wiederholte er immer wieder, schüttelte den Kopf, rieb sich die Stirn, stierte leer in die Luft und heftete sodann den Blick glühend und heftig auf den Dichter. Lauscher war mit dem Lesen zu Ende und begegnete aufschauend diesem Blicke.

„Was ist?“ rief er verwundert. „Willst du den Blick der Klapperschlange an mir armem Vogel versuchen?“

Hamelt erwachte wie aus einem tiefen Traum. „Woher hast du dieses Lied?“ fragte er tonlos den Dichter. Lauscher zuckte die Achseln. „Woher ich alle habe,“ sagte er.

„Und die Prinzessin Lilia?“ fragte Hamelt wieder. „Und der alte Reigen? Siehst du denn nicht, daß dieses Lied das einzige echte ist, das du gedichtet hast? Alle deine andern Gedichte . . .“ Lauscher unterbrach ihn schnell.

„Schon gut; aber in der Tat,“ fuhr er fort, „in der Tat, liebe Freunde, ist dieses Lied mir selber ein Rätsel. Ich saß und dachte nichts und glaubte nur, nach meiner Gewohnheit, aus Langeweile Figuren und Bierbuchstaben

auf das Blatt zu kriechen, und als ich aufhörte, stand das Lied auf dem Papier. Es ist eine ganz andere Hand, als ich sonst schreibe, sehet nur!"

Damit gab er das Blatt dem zunächst sitzenden Erich in die Hände. Der hielt es vor's Auge, erstaunte höchlich, sah noch einmal schärfer hin und sank alsdann mit dem lauten Ausruf: „Lulu!“ in den Stuhl zurück. Ugel und Hamelt stürzten hinzu und schauten auf das Papier. „Alle Wetter!“ rief Ugel aus; Hamelt aber hatte sich ins Kanapee zurückgelehnt und betrachtete das merkwürdige Blatt mit allen Zeichen des maßlosten Erstaunens. Höchste Freude und unheimliche Befremdung wechselten auf seinem Gesicht.

„Nun sag mir, Lauscher,“ rief er endlich aus, „ist dies unjere Lulu oder ist es die Prinzessin Lilia?“

„Unstimm!“ rief ärgerlich der Dichter. „Gib mir's her!“

Aber während er das Papier an sich nahm und noch einmal überblickte, machte plötzlich ein fremdes, kühles Schauern seinen Herzschlag stocken. Die unregelmäßigen flüchtigen Schriftzeichen flossen in unbeschreiblicher Weise zu dem Umriss eines Kopfes zusammen und beim längern Betrachten entwickelten sich aus dem Umriss feine Züge eines Mädchenangesichts, die niemand anderes als die schöne fremde Lulu darstellten.

Erich saß wie versteinert im Sessel, Karl lag murmelnd auf dem Kanapee, neben dem kopfschüttelnden Ludwig Ugel. Der Dichter stand bleich und verloren mitten im Zimmer. Da klopfte ihm eine Hand auf die Schulter, und als er erschreckend sich umwendete, stand der Philosoph Drehdichum da und grüßte mit dem schäbigen steifen Hute.

„Drehdichum!“ rief der Dichter erstaunt.

„Zum Hagel, sind Sie durch den Plafond herabgefallen?“

„Wieso?“ entgegnete lächelnd der Alte.

„Wieso, lieber Herr Lauscher? Ich hatte zweimal angeklopft. Aber lassen Sie sehen, Sie haben ja hier ein prachtvolles Manuskript!“ Er nahm das Lied oder vielmehr das Bild sorgfältig aus Lauscher's Händen. „Sie erlauben doch, daß ich das Blatt betrachte? Seit wann sammeln Sie solche Naritäten?“

„Naritäten? Sammeln? Werden Sie denn aus dem Wische klug, Herr Drehdichum?“ Der Alte betrachtete und betastete das Papier mit großem Behagen.

„Gi freilich,“ erwiderte er schmunzelnd,

„ein schönes Stück eines wenn schon verdorbenen und späten Textes! Es ist askisch.“

„Askisch?“ rief Karl Hamelt.

„Nun ja, Herr Kandidat,“ sagte freundlich der Philosoph. „Aber gestehen Sie doch, bester Herr Lauscher, wo Sie den seltenen Fund gemacht haben! Es möchte weitere Nachforschungen lohnen.“

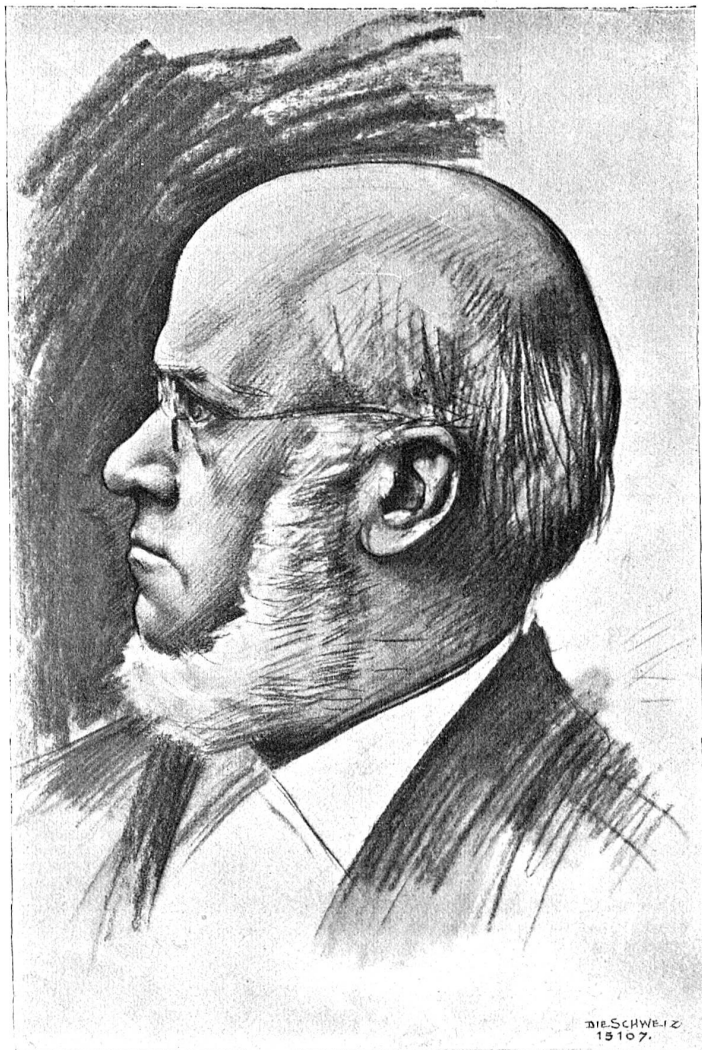
„Sie fabeln, Herr Drehdichum,“ lachte beklommen der Dichter. „Dieses Blatt ist nagelneu, ich selbst habe es gestern nacht geschrieben.“

Der Philosoph maß Lauscher mit einem argwöhnischen Blick.

„Ich muß gestehen,“ antwortete er, „ich muß wirklich gestehen, mein lieber junger Herr, daß diese Spässe mich einigermassen befremden.“

Lauscher wurde nun aber ernstlich ungehalten.

„Herr Drehdichum,“ rief er heftig, „ich muß Sie



Bildnis von Adolf Menzel. Nach Kohlenzeichnung von Karl Stauffer-Bern (1857-1891), im Besitz der Gottfried Keller-Stiftung, deponiert im Kunstmuseum zu Bern.



Bildnis von Lydia Welti-Escher. Nach der Untermalung von Karl Stauffer-Bern (1857-1891), im Besitz der Gottfried Keller-Stiftung, deponiert im Künstlergütli zu Zürich.

bitten, mich nicht mit einem Hanswurst zu verwechseln und sich, falls Sie selbst, wie es scheint, diese heitere Rolle agieren wollen, gefälligst einen andern Schauplatz als meine Wohnung zu suchen."

"Nun, nun," lächelte gutmütig Drehdichum, "vielleicht denken Sie der Sache noch einmal nach! Indessen leben Sie allerseits wohl, meine Herren!" Damit rückte er den grünlich schillernden Hut auf dem weißen Kopfe zurecht und verließ lautlos das Zimmer.

(Fortsetzung folgt).

Ein noch unveröffentlichter Brief Karl Stauffers.

Mitgeteilt von Carl Brun, Zürich.

In einer Rundgebung polemischen Inhalts der Eidgenössischen Kommission der Gottfried Keller-Stiftung in der „Zürcher

Post" vom 13. November 1904 war von einem Briefe die Rede, den im Jahre 1886 Karl Stauffer geschrieben hat, und zwar als Freund und Berater des Herrn Dr. Welti-Escher in Bern. In der „Zürcher Post" vom 16. November wurde darauf hingewiesen, daß der Adressat des Briefes nicht genannt worden sei. Der Brief ist Eigentum des Vorsitzenden der erwähnten Kommission und sei dem Publikum, das sich für Stauffer-Bern interessiert, nicht länger vorenthalten. Er ist an die Malerin Marie Möhrs in Zürich gerichtet und lautet folgendermaßen:

Berlin NW., Klopstockstraße 52, den 2. Dezember 1886.

Sehr geehrtes gnaediges Fräulein!

Soeben erhalte ich einen Brief von Frau Hofrath Feuerbach aus Ansbach, welchem einige Zellen Ihrer Hand eingelegt sind, in denen Sie die Absicht ausdrücken, „Das Gastmahl des Agathon" von Anselm Feuerbach zu verkaufen. — Gestatten Sie, daß ich Sie orientire, ich bin weder Kunstliebhaber noch Händler, meine Mission ist aber, für einen Freund und Schulkameraden in Zürich, der die Absicht hat eine Sammlung moderner Kunstwerke anzulegen und diese dem Staate nach seinem Tode zu vermachen, die Erwerbungen zu leiten resp. die Werke welche dazu geeignet sind anzuschaffen. Um der Sammlung gleich die richtige Physiognomie zu geben moechte ich mit einem Werke Anselm Feuerbachs beginnen und erlaube mir ganz ergebenst bei Ihnen den Kaufpreis des Bildes zu erfragen. Wenn es in meiner Macht steht so moechte ich es kaufen für den oben gedachten Zweck.

Mit ausgezeichnetem Hochachtung

Karl Stauffer-Bern
Maler und Kupferstecher.

Die glückliche Besitzerin der jetzt dem Museum in Karlsruhe gehörenden ersten Darstellung des Feuerbachschen Gastmahls des Platon war damals die in Hannover lebende Marie Möhrs, deren Name für immer mit dem des großen Künstlers verknüpft bleibt, vor dessen Genius Stauffer sich in seinem Schreiben verneigt. Hat doch Feuerbach im „Vermächtniß" (2. Aufl. S. 89) selbst von ihr gesagt, da, wo er von den Schicksalen seiner Bilder spricht: „Wirklichen Erfolg habe ich nur zweimal in meinem Leben gehabt und zwar — fast komischer Weise und gewiß nicht auf Veranlassung der Ausstellungscommissionen — bei Gelegenheit der Münchner internationalen Ausstellungen vom Jahre 1863 und 1869 durch meine Pietà und mein erstes Gastmahl, welches letztere eine kunstverständige Dame aus der Meute aufgeregter Kritikericharen mit wohlthätiger Hand rettete und mich selber dazu aus schwierigen, bedenklichen Verhältnissen. Es war die Malerin Fräulein Möhrs aus Hannover."

Es ist charakteristisch für Stauffer und gerecht seinem Geschmacke zur Ehre, daß er bei der beabsichtigten Grundsteinlegung der von dem Ehepaar Welti-Escher ins Auge gefaßten Gemäldegalerie in allererster Linie an das Meisterwerk Feuerbachs dachte. Das Projekt einer solchen Galerie im Belvoir in Zürich kam allerdings, eintretender Familienverhältnisse wegen, nicht zur Ausführung, und erst, nachdem die Gatten sich getrennt hatten, nahm es Frau Lydia Welti-Escher 1890, nun zu Gunsten der Eidgenossenschaft, wieder auf. Inzwischen war aber Feuerbachs Symphonie in den Besitz der Galerie des Großherzogs von Baden übergegangen. Der Kunsthistoriker Wilhelm Lübke, damals Direktor dieser Galerie, schrieb der frühern Besitzerin des Gemäldes Ostern 1890, er betrachte es als die Krone seines dortigen Wirkens, das Bild für Karlsruhe erworben zu haben.

Im Nebel.

Seltsam im Nebel zu wandern!
Einsam ist jeder Busch und Stein,
Kein Baum sieht den andern,
Jeder ist allein.

Voll von Freunden war mir die Welt,
Als noch mein Leben licht war;
Nun, da der Nebel fällt,
Ist keiner mehr sichtbar.

Wahrlich, keiner ist weise,
Der nicht das Dunkel kennt,
Das unentrinnbar und leise
Von allen ihn trennt.

Seltsam im Nebel zu wandern!
Leben ist Einsamsein.
Kein Mensch kennt den andern,
Jeder ist allein!

Hermann Heffe.